



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

2. Berlin. In der Realschule. Innere Krisen. Confirmation. (1810 - 1813.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

2. Berlin.

(1810 bis 1813.)

In der Realschule. Innere Krisen. Confirmation.

Nach Ablauf des Wittwenjahres verließ Frau Hensel mit ihren vier Kindern das ihnen lieb gewordene Dorf und siedelte nach Berlin, ihrer Vaterstadt, über, wo sie die Jugendzeit verlebte, wo sich aber seitdem Alles so erstaunlich geändert hatte. Wohl war der königliche Hof im Winter zuvor aus Memel und Königsberg wieder nach der von den Franzosen geräumten Hauptstadt zurückgekehrt. Aber Stadt und Land trauerte um die heimgegangene Landesmutter, die allgemein geliebte und wie ein Schutzgeist verehrte Königin Luise, die wenige Monate zuvor (19. Juli 1810) und nur ein halbes Jahr nach ihrer Rückkunft durch einen unerwarteten Tod in der Blüthe der Jahre hinweggenommen worden. Der Hingang der königlichen Dulderin, die dem Volke in ihrem Gottvertrauen und hochherzigen Opfersinn ein leuchtendes Vorbild gewesen, wurde wie ein allgemeines Unglück empfunden und verschärfte noch das Gefühl der Erniedrigung, den Stachel der demüthigenden Fremdherrschaft, unter der das Volk seufzte. Der Trauer des Landes hat damals Clemens Brentano in einer seiner vollendetsten Dichtungen, der rührend schönen Trauer-Cantate auf den Tod der Königin Luise, welche von Reichardt componirt worden ist, poetischen Ausdruck verliehen.

„Wehe! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Thore der Stadt!
Ach, des Leibes Maß — voll war es nicht!
In eiserner Zeit
Sind die Schwerter unzählig,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Noth!“ . . . ¹

¹ Die Cantate ist nach der Originalschrift vollständig abgedruckt

Die allgemeine Noth, die Theuerung, die Lasten und Folgen des Krieges drückten auf alle Verhältnisse, und noch war kein Absehen eines Endes. Im Haushalt der Wittwe Hensel machte sich gerade jetzt die Drangsal noch in einer ganz besonders empfindlichen Form fühlbar, da Napoleon die Pensionskasse in Berlin hatte wegnehmen lassen. Die Folge war, daß der kleine Wittwengehalt von dreihundert Thalern, auf welche Frau Hensel angewiesen war, in den ersten Jahren nicht ausbezahlt werden konnte.

An der Ecke der Marktgrafen- und der Lindenstraße bezog Frau Hensel eine kleine, von Lindenbäumen beschattete Wohnung und lebte nun in stiller Zurückgezogenheit, mit mancherlei Entbehrung kämpfend, der Erziehung ihrer jüngsten Kinder. Karoline, die älteste Tochter, war bereits zur Jungfrau erblüht und konnte der Mutter zur Seite stehen. Wilhelm, jetzt 16 Jahre alt, meldete sich als Zögling bei der Kunstakademie und zeigte sich, da seine Gedanken von der Knabenzeit an der Malerei zugewendet waren, bereits so weit vorgebildet, daß ihn der Akademie-Direktor Frisch sofort in eine höhere Klasse einrücken lassen konnte. So bedurften nur mehr die beiden jüngeren Töchter, von denen Wilhelmine (Minna) erst acht Jahre zählte, der mütterlichen Obforge.

Luiſe, welche den Elementarunterricht bereits in Linum durchgemacht hatte, besuchte von 1811 bis 1812 in Berlin noch die Realschule in der Kochstraße, jetzt Elisabeth-Schule genannt — damals „die beste Töchterſchule“ der Reſidenzſtadt, wie ſie ſich ausdrückt. „Ich lernte gern,“ fügt ſie in beſcheidener aber vielſagender Kürze über ihren Bildungsdrang hinzu. Die Cenſuren, welche ihr in der zweiten wie in der erſten Klaſſe dieſer Anſtalt ausgestellt wurden, enthalten uneingeschränktes Lob über Aufmerkſamkeit, Fleiß und Betragen in und außer den Lehrſtunden; ſie „machte allen Lehrern Freude“, findet ſich in bei Diel-Kreiten, Clemens Brentano (Freiburg 1877), im Anhang zum I. Bd. S. 427—441.

dem einen Zeugniß beigemerkt; das letzte Zeugniß, an Ostern 1812 ausgestellt, bezeichnet sie als „eine ausgezeichnet gute Schülerin“. Auch in Handarbeiten war sie geschickt, und sie brachte es in Kürze zu solcher Fertigkeit, daß sie schon jetzt durch den Erlös ihrer Sticker- und anderer Arbeiten den knappen Haushalt der Mutter unterstützen konnte.

Diese Schule wurde aber gefährlich für ihren Seelenfrieden durch den Religionsunterricht, den sie hier genoß — ein Unterricht, der durch die kritische Methode und die deistische Färbung freilich auffallend abwich von der warmherzigen Weise ihres bibelgläubigen Vaters, bei dem sie noch den „altlutherischen Katechismus gelernt“ hatte¹. Sie wurde schwankend im Glauben und sah sich in Folge dessen in ein Meer von Zweifeln gestürzt, aus denen sie lange keine Rettung fand.

Sie flüchtete zu weltlicher Weisheit. Ein ungemeiner Wissensdrang — oder nach ihrem eigenen Ausdruck „eine fast knabenhafte Neigung zu den Wissenschaften“ — hatte sich ihrer bemächtigt. Sie warf sich auf verschiedene Gegenstände, besonders Physik, am meisten aber auf die Astronomie, der ihre Neigung schon frühzeitig sich zugewendet. Die feierlich stille Pracht des gestirnten Himmels hatte es ihr angethan; der große Komet des Jahres 1811, der in den Monaten August und September und bis in den October hinein am Himmel stand und dem Volke als Verkünder gewaltiger Veränderungen, ungeheurer Ereignisse erschienen war², hatte das natürliche Interesse noch gesteigert. In die Geheimnisse dieser erhabenen Wunderwelt einzudringen, war Luise jetzt in nächtlichen Studien, über den Büchern wie auf der (nahe ihrer Wohnung gelegenen) Stern-

¹ Briefe (herausg. von Schlüter) S. 162.

² Schaarenweise standen damals die Menschen Abends auf den Straßen, eine Himmelserscheinung betrachtend, die sie mit Bangigkeit erfüllte. Es war eine Ueberspannung aller Verhältnisse, und man dachte mit Sorgen an die Zukunft. Beigke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege. 4. Aufl. Bremen 1882. I. 51.

warte, emsig beflissen. „Die Astronomie,“ schreibt sie bei Gelegenheit eines Rückblicks, „war in meiner sehr frühen Jugend meine Leidenschaft. Ich habe beim alten Bode zwei Nächte glücklich auf der Sternwarte zugebracht mit einer Gespielin und deren Vater; in spätern Jahren dann mit meinem Bruder bei Encke eine Nacht, um den Mond zu sehen. Aber wie wenig sehen wir trotz der besten Gläser von dem unermesslichen All!“¹

Gerade die Unermesslichkeit wurde ihr damals zur Versuchung. Indem sie den von Menschen bewohnten kleinen Planeten mit der Fülle und Größe der im endlosen Himmelsraum zerstreuten Lichtkörper verglich, erschien ihr der Mensch selber so klein und armselig, daß sie der deistischen Meinung verfiel, die Menschen seien zu unbedeutend, als daß Gott in seiner unermesslichen Erhabenheit um sie und ihre Einzelschicksale sich kümmern würde. Die Betrachtung der Sternenwelt brachte somit nicht das gewünschte Licht in die Nacht ihrer Zweifel, sie vermehrte vielmehr die religiöse Unruhe, in der ihre junge Seele hin- und hergeworfen wurde. Immerhin aber bleibt es ein bezeichnender Zug, eine Art lieblicher Symbolik für das Wesen derjenigen, welche ihr Lebenlang in allem Irdischen das Himmlische und Ewige suchte, daß sie selbst in dieser untröstlichen Zeit in der „Himmelskunde“ Trost und Befriedigung suchte. — Ungläubig war sie auch damals nicht, sondern nur von ungelösten Widersprüchen namenlos beirrt und gequält, und oft, wenn das glaubensbedürftige Herz im Streite mit den Einwürfen des Verstandes sich abgemüdet, rief sie aus der Tiefe der Seele aufseufzend: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“²

¹ Bei Schlüter S. 180. — Joh. Ehler Bode, geb. 19. Januar 1747 in Hamburg, gestorben 23. Nov. 1826 als Director der Berliner Sternwarte. Sein Nachfolger auf derselben Sternwarte war Joh. Franz Encke, geb. 1791, † 1865.

² Nach einer Aufzeichnung bei Reinkens S. 54. Vgl. Schlüter,

Diese Unruhe mußte für das junge Mädchen um so bedrängnißvoller sein, weil sie dieselbe aus zarter Scheu Niemanden, selbst nicht einmal ihrer Mutter mittheilte, sondern den Kampf in ihrem Innern mit sich allein durchfocht, bis endlich durch den Sturm der dämonischen Finsterniß, wie sie selber sagt, ein befreiender Strahl der göttlichen Gnade brach. „Die Astronomie und der etwas deistische Religionsunterricht“ — heißt es in ihrer Aufzeichnung¹ — „wurden meinem Glauben zur Klippe, und ich quälte mich mit furchtbaren Zweifeln, die ich Niemanden vertraute, da ich fürchtete, auch Andern dadurch schaden zu können. Ein Wunder der Gnade riß mich nach etwa 1½ Jahren plötzlich daraus und gab mir die Ueberzeugung [wieder], daß Christus Gott und Mensch war und ist, und eine Kirche gegründet haben müsse für alle Zeit.“

Diese Kämpfe machte Luise in einem merkwürdig frühen Alter durch: zwischen dem 12. und 14. Jahre, laut ihrer eigenen Zeitbestimmung in einem Briefe an Schlüter². — Um diese Zeit war es wohl auch, daß Gellerts Lieder ihren Glauben beleben halfen. Wenigstens versichert sie, daß sie Gellert viel zu danken habe³.

Die kleine Grüblerin stand also wieder auf dem positiv gläubigen Boden des Christenthums. Nun fing aber eine andere

Briefe S. 231. Auch Luizens Tagebuch, herausgegeben von Vartscher, S. 283.

¹ Handschriftliche Notiz.

² Briefe S. 231: „Von meinem 12. bis 14. Jahre habe ich furchtbar gelitten, indem der Teufel mich mit den perfidesten Zweifeln angriff, während ich nichts dergleichen gelesen hatte. Ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich, bis ich mit Gottes Hülfe zu dem Vorsatze kam: ‚Ich will glauben, daß das Christenthum eine Wahrheit ist, und auf keinen Einwurf meines verkehrten, hoffärtigen Verstandes mehr hören. Der Glaube ist Sache des Willens u.‘ — und Gottes Barmherzigkeit hat mir dann weiter und zur ruhigen klaren Erkenntniß geholfen. Gott sei Dank.“

³ In einem Briefe an Brentano vom 8. Oct. 1818.

Frage sie ernstlich zu beschäftigen an: die Frage, welche von den verschiedenen Confessionen die von Christus gestiftete Kirche sei. „Diese für alle Zeit gegründete Kirche,“ fährt sie in der vorerwähnten Aufzeichnung fort, „mußte ich nun suchen, denn ich hatte längst schon bemerkt, daß alle Prediger, deren ich viele gehört hatte, viele näher kannte, in den allerwichtigsten Dingen verschieden dachten und lehrten.“

Als Luise an Ostern 1812 die Realschule verlassen hatte, genoß sie noch ein Jahr lang den Confirmanden-Unterricht. Aber auch der Superintendent Küster, der ihr diesen Unterricht erteilte, ein alter, ihr väterlich wohlwollender lutherischer Geistlicher, vermochte nicht, sie über alle aufsteigenden Bedenken, Einwürfe und Zweifel hinwegzuheben und ihrem glaubensdürstigen Geiste das zu geben, was er in der Confession suchte: die volle Zuversicht, die Gewißheit von der einzig in diesem Bekenntniß begründeten Wahrheit. Unter andern erregte ihr besonders die Auslegung des Glaubensartikels „Gemeinschaft der Heiligen“ ernstes Bedenken; auch die Erklärung, welche sie für den Artikel „Abgestiegen zur Hölle“ verlangte, genügte ihr nicht. Mit einem ungewöhnlichen Ernst blickte sie deßhalb dem herannahenden feierlichen Akte ihrer „Einssegnung“, der Confirmation, entgegen.

Am 30. März 1813 vollendete Luise ihr fünfzehntes Lebensjahr, am folgenden Tage, 31. März, sollte sie confirmirt werden. Die Mutter, welche diesen Tag mit wehmüthiger Freude begrüßte, hatte ihr ein Blatt mit dem Segensspruch des Vaters auf den Tisch gelegt, der ihr ein mütterliches Geleitwort zu dem feierlichen Gange sein sollte. „Sei mir gesegnet,“ heißt es darin, „an diesem schönen, festlichen Tage, meine gute theure Tochter! Mit unaussprechlicher Rührung drücke ich heute Dich an mein Herz. Ach! Du bist die erste unter Deinen Geschwistern, die als Waise von fremder Hand gesegnet zum Altare tritt. Wenn aber auch die segnende Hand des Vaters nicht auf Deiner Stirne ruht, so wird der Geist des Vollendeten dennoch Dich segnend umschweben und sich seiner starken

Luiſe freuen. — Die Worte Deines guten Vaters bei der Weihe junger Chriſten waren: ‚Der Chriſt iſt unter den glücklichen Menſchen der Glücklicheſte; aber er muß auch unter den Tugendhaften der Tugendhafteſte ſein.‘ So ſtärke Dich denn Gott, mein theures heißgeliebtes Kind! daß Du es werdeſt. Er ſtärke, ſegne und behüte Dich!“

Die gute Mutter ahnte nichts von den inneren Kämpfen der Tochter. Dieſe aber faßte, um ihrem Gewiſſen angeſichts des entſcheidenden Aktes Beruhigung zu ſchaffen, im letzten Moment einen raſchen Entſchluß. Als der Wagen vor der Thüre hielt, um ſie zur Kirche zu bringen, da warf ſie ſich im Schlafzimmer vor ihrem Bette auf die Kniee und machte — ſo lauten ihre eigenen Worte — „mit Gott den Pakt: daß ich durch dieſe Handlung mich nur zum Chriſtenthum im Allgemeinen bekennen und meinen Taufbund erneuern, keineswegs aber mich an eine Confeſſion binden wolle, von der ich nicht überzeugt war, ob ſie die von Chriſtus geſtiftete Kirche ſei“.

„Es war dieß,“ fügt Luiſe in einer andern Aufſchreibung bei, „vielleicht ebenſo keck wie kindiſch; doch Gott hat mir wohl darob nicht gezürnt, denn ich meinte es aufrichtig.“ Demüthig ſchloß ſie ja auch ihren „Pakt“ mit der Bitte: „der Herr möge ihr ſeine wahre Kirche erkennen laſſen“. — Das Verſprechen, das ſie in der Kirche dem Superintendenten knieend und mit Handſchlag gab, lautete übrigens ganz allgemein und unverfänglich. Die Worte waren: „Ich erneuere meinen Taufbund mit aufrichtigem Herzen und ergebe mich Dir, Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, Dir im Glauben und Gehorſam treu zu bleiben bis an mein Ende.“ — „Und dieſen Akt,“ bemerkt Luiſe Henſel in einem ungedruckten Briefe an einen Proteſtanten am 27. Dec. 1869, „kann ich noch heute ausſprechen, ohne gegen meine Kirche zu fehlen.“

Damals aber ſchien ihr jener im ſtillen Kämmerlein geſchloſſene „Pakt“ ein Gebot der ihr ganzes Weſen erfüllenden Wahrhaftigkeit, und er diente auch augenblicklich zu ihrer Be-

ruhigung. Friedliche Stille war bei ihr eingekehrt — wenigstens eine Zeitlang.

Die großen politischen Ereignisse, welche eine halbe Welt bewegten, kamen dazu, um ihr geistiges Interesse auf andere Ziele abzulenken.

3. Die Zeit der Befreiungskriege.

• Wilhelm Hensel als Freiwilliger. Die dichterisch-patriotische Theilnahme der Schwester.

Gerade um diese Zeit, zwei Wochen vor Luisens Confirmation, hatte Preußen an Napoleon den Krieg erklärt. Der ersehnte Augenblick schien endlich gekommen, das Joch der siebenjährigen Fremdherrschaft abzuschütteln. Die Stunde der Abrechnung hatte geschlagen, nachdem die Hand des Allmächtigen auf den Eisfeldern Rußlands sichtbar eingegriffen gegen den Wahnwitz des unersättlichen Eroberers, und den Umschwung der Dinge vorbereitet hatte, der aus dem Brande von Moskau wie ein mahnendes Feuerzeichen herüber leuchtete — „das blutige Morgenroth einer neuen Zeit“, wie J. von Eichendorff sagt. Eine ungeheure Ahnung flog durch die Geister und alle muthigen Herzen pochten vor Ungeduld, des Signales harrend.

Am 17. März 1813 erließ der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Aufruf an sein Volk, und die große Erhebung zur Befreiung Deutschlands begann. Von allen Seiten, aus allen Ständen strömten die Freiwilligen und Landwehren dem Heere zu, und keine Altersklasse wollte ausgeschlossen sein.

Unter den ersten Freiwilligen, welche zu den Fahnen eilten, befand sich auch Luisens Bruder Wilhelm.

Wilhelm Hensel stand jetzt im 19. Lebensjahre. Er befand sich noch als Zögling an der Kunstakademie und arbeitete mit eisernem Fleiß an der Ausbildung seines vielseitigen Talentes, das nicht bloß ihm, sondern auch den Seinigen Brod schaffen